

Klaus Pumberger

Worüber wir **nicht** geredet haben



**Arisierung, Verdrängung,
Widerstand.** Ein Haus und
die Geschichte zweier Familien

StudienVerlag

Klaus Pumberger

Worüber wir nicht geredet haben

Klaus Pumberger

Worüber wir nicht geredet haben

Arisierung, Verdrängung, Widerstand.
Ein Haus und die Geschichte zweier Familien

StudienVerlag

Innsbruck
Wien
Bozen



NATIONALFONDS
DER REPUBLIK ÖSTERREICH FÜR OFFER DES NATIONALSOZIALISMUS

ZukunftsFonds
der Republik Österreich



gefördert von
Stiftung Südtiroler Sparkasse
Fondazione Cassa di Risparmio
sostenuto da

© 2015 by Studienverlag Ges.m.b.H., Erlersstraße 10, A-6020 Innsbruck
E-Mail: order@studienverlag.at
Internet: www.studienverlag.at

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder in einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

ISBN 978-3-7065-5770-2

Buchgestaltung nach Entwürfen von hoeretzeder grafische gestaltung, Scheffau / Tirol

Umschlag: hoeretzeder grafische gestaltung, Scheffau / Tirol

Satz: Da-TeX Gerd Blumenstein, Leipzig

Umschlagabbildungen: Hausbau auf der Kager 5 (1919), Foto: Anton Gahleitner; Familie Eppacher, Foto: Aloisia Pumberger; Ludwig Beer mit Mutter und Vater, Foto: Gwendalina Kusch; Ludwig Beer im Lager Gurs, Foto: DÖW, Spanienarchiv

Stammbäume: Karin Berner

Dieses Buch erhalten Sie auch in gedruckter Form mit hochwertiger Ausstattung in Ihrer Buchhandlung oder direkt unter www.studienverlag.at

für

Sarah, Sascha, Sidonie, Emilia und Laïs,
Milena und Madeleine,
Elias, Marie, Julia und Paul.

„Immer kann man in seine Vergangenheit geraten wie in ein Fangeisen, das uns die Zeit aufgestellt hat; erinnert oder vergessen, sichtbar oder unsichtbar, die Vergangenheit ist immer da, unvermeidlich und unerbittlich, wie eine Falle, der wir sowenig entgehen können wie den Himmelsrichtungen. ... Einen Teil trägst du in dir, der andere wartet irgendwo auf dich, beide Teile rufen einander, korrespondieren miteinander und beschließen, dich dorthin zu führen, wo sie sich vereinigen können“
(*Dževad Karahasan, „Der nächtliche Rat“*)

„Die Lebendige führte mich hinaus ins Weite“
(*Psalm 18, Vers 20; Übersetzung: „Bibel in gerechter Sprache“*)

Inhalt

Vorwort	11
Einleitung	
Auf der Kager 5	
Ein Haus in der Provinz an der Donau. <i>Zwei Familien: Beer und Eppacher</i>	13
Wien, um 1900	
Das jüdische Bürgertum	
Die Welt von <i>Familie Beer</i> in der Hauptstadt. <i>Komplizierte Spurensuche</i>	17
Auf der Kager 5, Wien, Oktober 1917 bis Frühjahr 1921	
Unterschiedliche Welten finden einander	
<i>Louis Beer</i> und <i>Rosa Ecker</i> . Neue Besitzer. <i>Herausfordernde Recherchen</i>	45
Südtirol, nach dem Ersten Weltkrieg	
„Wir waren Zerrissene“	
Die Welt von <i>Familie Eppacher</i> im Dorf in den Bergen. <i>Umgang mit einem Mythos</i>	66
Wien, April 1921 bis Februar 1938	
Sportler, Tischlerlehrling und Kommunist	
Gesichter des jungen <i>Ludwig Beer</i> . <i>Unerwarteter Fund von Unterlagen</i>	112
Wien, März 1938 bis März 1939	
Familie Beer nach dem „Anschluss“	
<i>Ludwig Beer</i> und sein Mut. <i>Eine persönliche Annäherung</i>	137
Spanien, April 1938 bis Februar 1939	
„Ich möchte mir die Front, an der ich kämpfe, selbst aussuchen“	
<i>Ludwig Beer</i> nimmt am Bürgerkrieg teil. <i>75 Jahre später an denselben Orten</i>	148
Südtirol, Herbst 1939	
Die Option: bleiben oder gehen?	
<i>Familie Eppacher</i> wählt die Auswanderung nach NS-Deutschland. <i>Scham und Schweigen</i>	165
Südfrankreich, Februar 1939 bis Juni 1940	
„Wie viel ich noch lernen muss“	
<i>Ludwig Beer</i> interniert im Lager. <i>Gespräch mit einer Zeitzeugin</i>	184
Auf der Kager 5, Sommer 1940	
Ein Haus, verwickelt in zwei Familiengeschichten	
Umsiedlung und Arisierung. <i>Legenden und Selbst-Viktimsierung</i>	194

Frankreich, Juni 1940 bis Februar 1943 „Sofort und ohne Unterbrechung alles riskieren“ <i>Ludwig Beer in der Résistance. Zufall hilft der historischen Forschung</i>	228
Auf der Kager 5, Stalingrad, Paris, September 1941 bis Februar 1943 Die Kriegswende: neue Hoffnung bei Ludwig Beer, tragischer Verlust bei Familie Eppacher <i>Reise nach Moskau und Wolgograd. Zwei Generationen und ihre Sicht auf die Familiengeschichte</i>	235
Wien, Frühjahr bis Sommer 1943 „Kein Opfer mehr für Hitlers verlorenen Krieg!“ <i>Ludwig Beer kehrt zurück: aktiv im Widerstand. Zeitgenössische Aussagen als wichtige Quelle</i>	254
Oberes Donautal, Linz, Wien, März 1942 bis September 1943 „Das Vermögen des Juden Ludwig Beer ist verfallen“ <i>Nächste Phase der Arisierung. Ein Haus meiner Geschichte</i>	266
Wien, August 1943 bis Februar 1945 „Bitte wäre es Dir nicht möglich, mir ein paar gekochte Kartoffeln zu schicken?“ <i>Die Gestapo schlägt zu. Politische Umbrüche erleichtern historische Aufarbeitung</i>	273
Dachau, Wien, Baranów, Viborg, Mauthausen, April 1944 bis April 1945 „Heute ich, in ein paar Wochen ihr!“ <i>Das Ende des Nationalsozialismus für beide Familien. Reflexionen in Dachau</i>	287
Auf der Kager 5, Linz, Wien, September 1945 bis Dezember 1950 „Ich bin dafür, die Sache in die Länge zu ziehen“ <i>Die Restitution des Hauses an Rosa Beer. Begegnungen am Schauplatz heute</i>	300
Epilog	311
Dank	314
Anmerkungen	317
Literaturverzeichnis	365
Archive	378

Vorwort

Dies ist ein Buch über die Verbindung zwischen Familiengeschichte und Arisierung. Ich bin Nachkomme einer jener Familien, die durch Arisierung begünstigt worden sind. Im Mittelpunkt steht daher das beschlagnahmte Haus von Ludwig Beer und die beiden Familien – die Besitzerfamilie Beer, die Pächterfamilie Eppacher, zu der ich gehöre – mit ihrer jeweiligen Familiensaga, verwoben mit „großer“ politischer und sozialer Geschichte.

Einen zentralen Platz nimmt dabei das kurze, schillernde Leben von Ludwig Beer selbst ein. In der postmodernen Sprache meiner Töchter einfach eine „coole Geschichte“, wenn auch mit tragischem Ausgang, ohne Happy End. Im Zuge meiner Forschungen bin ich wichtigen Lebensstationen von Ludwig Beer, seiner Familie und deren Nachkommen (Wien, Oberes Donautal, Berlin, Silvrettaggebiet, Katalonien, Südfrankreich, Paris, Nancy, Dachau, die Bay Area in San Francisco und San Antonio in Texas) nachgereist.

Dasselbe habe ich für meine Familie in Südtirol (Pustertal, Tauferer Ahrntal), in Innsbruck und im Tiroler Außerfern (Bezirk Reutte) unternommen. Ebenso bin ich nach Moskau und Wolgograd, früher Stalingrad, gefahren – für beide Familiengeschichten ein dramatischer Wendepunkt. Um die Berichte zu diesen Reisen und den damit verbundenen Recherchen besser von den historischen Teilen des Buches abzuheben, sind sie in kursiv gehalten.

Ich schreibe zugleich darüber, was mir von beiden Familiensystemen während der Forschungen entgegenkommt, was die Forschungen mit mir und anderen machen. Auch diese Passagen sind kursiv gesetzt und immer – wie die Berichte zu den Recherchereisen – am Ende des jeweiligen Kapitels zu lesen.

Je länger meine Forschungen andauerten, desto mehr stellte ich verblüfft fest: Das Haus von Ludwig Beer führt uns – mit seiner Historie und den beiden Familiengeschichten – brennglasartig mitten in zentrale Abschnitte und Themenbereiche der europäischen Geschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Deren dramatischer Verlauf bringt es mit sich, dass jedes beliebige Haus in Europa einen Teil davon erzählen könnte. In diesem Fall liegt jedoch eine besonders intensive Verdichtung historischer Ereignisse – und ihrer Nachwirkungen bis heute – vor: „eine unglaubliche Geschichte!“¹

Es gibt in Österreich und in Deutschland mittlerweile mehrere Publikationen zur Verbindung von Familiengeschichte und NS-Herrschaft.² Tieferegehende Bearbeitungen zu dem speziellen Fokus – Verbindung von Familiengeschichte und Arisierung – sind mir bislang jedoch nicht bekannt.³

Im Laufe meiner Arbeiten ist mir eine Kernthese immer klarer geworden: **Im Prozess der Verbindung zwischen Familiengeschichte und Arisierung – auch wenn diese nicht initiiert und auch nicht aktiv betrieben worden ist – entsteht Scham und diese Scham führt zu Schweigen, Legenden, Mythen und Selbst-Viktimisierung in der eigenen Familiengeschichte.**

Ohne die Beschlagnahmung und anschließende Arisierung des Hauses von Ludwig Beer durch die NS-Behörden wäre meine Mutter mit ihrer Familie sehr wahrscheinlich nie nach Wesenufer gekommen, wo damals mein Vater als junger Mann lebte. Hier haben sich meine Eltern kennen und Ende der 1940er Jahre lieben gelernt. Die Entwicklung der eigenen Familie nach 1945 ist so auch mit der Besitzerfamilie Beer und dem NS-Terror untrennbar verbunden, den diese durchleben und durchleiden mussten.

Dieser Zusammenhang war eine starke emotionale „Antriebsfeder“ beim Schreiben meines Buches. Dafür zu sorgen, dass diese Geschichte weitererzählt und nicht vergessen wird, darin besteht eine Möglichkeit, die Schamerfahrungen in der eigenen Familiengeschichte heute in eine positive Kraft zu verwandeln.

„Scham bedeutet, sich zuständig zu fühlen.“⁴ Meine Zuständigkeit als Historiker sehe ich darin, die ganze Geschichte in der eigenen Familienerzählung sichtbar zu machen, auch mit ihren „weißen Feldern“. Zugleich fühle ich mich zuständig, diese Geschichte jetzt auch in die Öffentlichkeit zu tragen, um so den NS-Opfern der Familie Beer und ihren Verletzungen eine Stimme zu geben.



*Auf der Kager 5 – Anfang der 1940er Jahre (oben) und 2011 (unten).
Fotos: Antonia Haspinger und Anton Gahleitner*

Einleitung

Auf der Kager 5

Ein Haus in der Provinz an der Donau.

Zwei Familien: Beer und Eppacher

Wir fahren von Linz aus Richtung Passau, zunächst entlang der Donau. Hinter Eferding führt uns die Nibelungenstraße auf das Hochplateau des Sauwalds.⁵ Nachdem wir an der Kreuzung Haibach – St. Agatha den Scheitelpunkt erreicht haben, verläuft die Straße durch den Wald steil talwärts.

Plötzlich weitet sich der Blick. Wir verlassen das Waldgebiet, erreichen Schlögen und das gesamte Obere Donautal breitet sich vor uns aus. „Dicht bewaldete Hänge engen das Flussbett ein, steil ragen Granitfelsen an den Ufern empor, bestückt mit Ruinen, historischen Ansiedlungen, geschichtsträchtigen Stätten, ehemaligen Ritterburgen.“⁶

In Schlögen ändert die Donau auf wenigen Kilometern ihre Flussrichtung gleich zweimal um nahezu 180 Grad. In der berühmten „Schlögenger Schlinge“ wendet sich der „melodische Strom“ (Friedrich Hölderlin) zunächst von südöstlicher auf nordwestliche Laufrichtung, anschließend fließt die Donau wieder weiter Richtung Osten. „Talfahrend mit dem Schiff könnte man meinen, hier sei die Welt zu Ende und der Strom möchte wieder umkehren.“⁷

Von Schlögen fahren wir rund sechs Kilometer weiter, und schon sind wir in Wesenufer angekommen, unmittelbar am Donauufer gelegen, 289 Meter über dem Meeresspiegel. Der Ort umfasst rund 250 Einwohner und etwas mehr als 100 Häuser⁸, viele in den letzten Jahren neu gebaut, schön geschmückt. Die Einwohnerzahl ist seit Beginn des 20. Jahrhunderts nahezu konstant.

1582 bekommt Wesenufer das Marktrecht zugestanden, das in den folgenden Jahrhunderten mehrmals bestätigt wird. Zwei Jahrmärkte darf der kleine Ort abhalten. Die Donau, jahrhundertlang die wichtigste Verkehrsader des europäischen Kontinents, ist für die Entwicklung von Wesenufer maßgeblich. 1861 bekommt der Ort eine eigene Schiffstation der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft (DDSG).

Bereits um die Mitte des 19. Jahrhunderts ist es daher keine Seltenheit, dass junge Bauernsöhne als Schiffersleut' bis ans Schwarze Meer gelangen.⁹ Anfang des 20. Jahrhunderts ziehen immer wieder Töchter und Söhne, die der elterliche Hof nicht ernähren kann bzw. denen dieser zu eng wird, nach Linz und Wien. Auch der Nebel, dessen Häufigkeit und Intensität besonders im Herbst wettermäßig charakteristisch für das Obere Donautal ist, kann die Gemütslage der Menschen beeinflussen.¹⁰

Die Schifffahrt auf der Donau fördert das Gewerbe und verbindet den Ort mit der weiten Welt. Damals und heute. Die Donau macht das enge Tal weit. Sie ermöglicht die Verbindung mit Odessa, in weiterer Folge mit Istanbul, mit Griechenland und auch mit Rotterdam.¹¹ „Wenn du die Donau nicht gesehen hast, hast du nichts gesehen.“¹²

In den 1960er Jahren verbrachte unsere Familie jedes Jahr einige Tage in den Sommerferien in Wesenufer, auf dem Pumbergerhof unseres Onkels väterlicherseits. Diese Wochen gehören zu meinen schönsten Kindheitserinnerungen. Das Überqueren der Donau in einer Zille oder mit der Fähre war ein großes Erlebnis, das nur durch einen Ausflug auf einem großen Dampfer übertroffen werden konnte. „Schiffe, die vorbeizogen, hier anlegten und abfuhrten, waren so recht geeignet, in einem Kind große Sehnsüchte zu erwecken. Eine Reise (in das Obere Donautal) war für mich wie eine Reise an das Meer.“¹³

Am Sonntag nach dem Kirchgang standen wir für kurze Zeit noch am Friedhof am Grab meiner Großmutter väterlicherseits. Jedes Mal richtete sich dabei mein Blick über den Friedhof hinweg, nach vorne, nach oben, denn, so der Hinweis meines Vaters und unserer Verwandten, „da oben auf der Kager hat die Mama mit ihrer Familie während des Krieges gewohnt.“ Aber wir gingen nicht hin. Nie. Obwohl der Ort so klein ist und das Haus auf der Kager nur knappe dreißig Gehminuten vom Ortszentrum entfernt liegt. An der Stelle ist meine Erinnerung sehr genau. Ich sehe mich als kleinen Jungen, der irritiert ist: Warum gehen wir nicht zu diesem Haus, in dem Mama mehr als zehn Jahre, und ihre Eltern / meine Großeltern Johann und Maria Eppacher mehr als 15 Jahre gelebt haben? Warum schauen wir nicht, wie das Haus heute aussieht? Warum reden wir nicht mit den Leuten, die jetzt dort wohnen? Ist dieses Haus etwa eine verbotene Zone? Warum? Soll vor uns Kindern etwas verborgen werden? Es sollten dann mehr als vier Jahrzehnte vergehen, bis ich im Sommer 2009 tatsächlich das erste Mal vor diesem Haus stand.

Die Straße, die in die Ortschaft Kager führt, ist heute zugleich Beginn einer reizvollen Wanderoute. Diese verläuft im Süden von Wesenufer und weist mehrere Attraktionen auf, so das Naturschutzgebiet Kösslbachtal.¹⁴ Nachdem sich der Weg zunächst mehrere hundert Meter in einigen Kurven dahinschlängelt, taucht rechter Hand das alte Haus auf der Kager 5 auf.

Von außen betrachtet, hat sich bei diesem Teil¹⁵ der Kager 5 seit Jahrzehnten nichts geändert. Auf den ersten Blick sieht das Haus genauso aus wie damals auf einem Foto aus den 1940er Jahren. Wie ein stummer Zeitzeuge steht das Haus in der Landschaft, nachdem die menschlichen Zeitzeugen längst abgetreten sind. Das Haus vermittelt Konstanz und Kontinuität und bewahrt doch eine Geschichte von massiven Brüchen im Leben seiner Besitzer und Bewohner im Zeitraum von 1917 bis 1950.

Seit 1849 ist Wesenufer Teil der Gemeinde Waldkirchen am Wesen (rund 1.300 Einwohner), zusammen mit weiteren Ortschaften. Die meisten von ihnen liegen – wie auch Waldkirchen – etwa 300 Meter höher, oberhalb der Donauleiten, alle stark landwirtschaftlich geprägt, mit mehreren großen Bauernhöfen. Zwischen Wesenufer und Waldkirchen gibt es bald Rivalitäten. „Donaudeppen“ und „Bauernschädel“ ringen um Macht und Einfluss in der Gemeinde.¹⁶

Wenn wir von Wesenufer Richtung Passau weiterfahren, sind wir nach neun Kilometern in Engelhartzell, ebenfalls ein Markt, seit 1848 Sitz des Bezirksgerichts¹⁷ und seit Jahrhunderten Sitz des Klosters Engelszell, heute das einzige Trappistenkloster in Österreich.¹⁸ Von Engelhartzell aus erreichen wir nach dreißig Kilometern Passau.¹⁹ Unmittelbar zuvor haben wir die – heute nicht mehr wahrnehmbare – Grenze zu Deutschland passiert.

Wesenufer und Waldkirchen gehören zum Bezirk Schärding. Dieser bildet mit den Bezirken Ried und Braunau das Innviertel, das Bayern 1779 im Frieden von Teschen an das habsburgische Österreich abtreten musste.²⁰ Es gibt jedoch weiterhin enge persönliche und wirtschaftliche Beziehungen zum bayerischen Nachbarn. Passau ist nach wie vor ein wirtschaftliches und

kulturelles Zentrum für das Obere Donautal. Lange Zeit hatte Passau in dieser Region ebenso Prägestärke in religiöser und vor allem auch in politischer Hinsicht.

Ende der 1980er Jahre durchlebt Wesenufer eine schwere wirtschaftliche Krise. Die Brauerei, jahrzehntelang mit über 50 Beschäftigten der Motor des Ortes, sperrt zu. Die Abwanderung von jungen Leuten verstärkte sich, der Überalterungsprozess der Bevölkerung schritt fort. Die Gemeinde Waldkirchen verzeichnete 2011 eine einzige Geburt.

Neues Leben in die Region bringt der Fremdenverkehr. Mehr als 100.000 Fahrradtouristen durchqueren inzwischen jährlich das Obere Donautal.²¹ Die Sozialorganisation „pro mente“ kaufte 2007 mit Unterstützung des Landes Oberösterreich die stillgelegte Brauerei. Es folgte der Umbau zu einem Seminarhotel, das erfolgreich mit einem sozial ausgerichteten Geschäftsmodell arbeitet.²² „Radfahren an der Donau“ ist zu einer international gefragten Marke geworden. Die Gäste kommen aus vielen europäischen Ländern und auch aus Übersee.

Im Innviertel der 1970er Jahre. Ich bin in einer streng katholischen Familie in Altheim bei Braunau am Inn aufgewachsen. Mein Vater war als Straßenmeister Leiter von rund fünfzig Arbeitern und nebenbei zwei Jahrzehnte für die konservative Volkspartei (ÖVP) im Gemeinderat tätig. Von 1967 bis 1974 übte er die Funktion des lokalen ÖVP-Parteivorsitzenden und Vizebürgermeisters aus.

Die politische Haltung in meinem Elternhaus war durch zwei klare Grundeinstellungen geprägt: zum einen war sie eindeutig anti-sozialdemokratisch bzw. anti-sozialistisch, zum anderen wurde der Nationalsozialismus entschieden abgelehnt. In Bezug auf den Zweiten Weltkrieg wurde nichts verherrlicht. Mein Vater wurde aufgrund einer schweren Augenerkrankung nicht als Soldat der Deutschen Wehrmacht eingezogen.

Kritische historische Dokumentationen, Spielfilme und Diskussionen zum Thema Nationalsozialismus verfolgten wir mit großem Interesse und Empathie gemeinsam vor dem Fernseher. Doch über die Geschichte des Hauses auf der Kager 5 und seine Besitzerfamilie haben wir nicht geredet.

In meiner Erinnerung habe ich die Information, dass die Kager vor dem Einzug meiner Großeltern 1940 einen „jüdischen Besitzer“ hatte, das erste Mal in Gesprächen mit meiner Mutter im Zusammenhang mit der Ausstrahlung der US-amerikanischen Spielfilmserie „Holocaust“ (1979) erhalten. „Das hat aber mit uns nichts zu tun, wir haben ja das Haus nicht arisiert. Das Haus stand leer, als wir – die Eltern mit uns zehn Kindern – nach einer langwierigen und mühevollen Auswanderung nach Wesenufer kamen. Wegen uns ist niemand vertrieben worden. Und außerdem standen wir ohnehin auf der richtigen Seite. Schließlich hat die Oma viele Pakete nach Wien an die Frau des Besitzers geschickt.“ Es folgten wieder Irritationen auf meiner Seite. Wie gehen diese Informationen mit der eindeutigen anti-nationalsozialistischen Grundeinstellung zusammen? Warum war dies nicht schon früher ein Thema? Warum erst jetzt?

Damals habe ich nicht nachgefragt. Es wurde über diesen Teil unserer Familiengeschichte auch weiterhin nicht geredet, ebenso fand er etwa bei größeren Familienfeierlichkeiten keine Erwähnung. Eine intensivere Auseinandersetzung gab es nicht, schon gar nicht kam es zu einem Dialog. Vielmehr verwendete ich die Informationen, die ich zu dieser Geschichte in Erfahrung gebracht hatte, als gezielte „Waffe“ in Streitigkeiten, die ich zu dieser Zeit mit meiner Mutter in Bezug auf mein Studium und mein Leben insgesamt austrug. Wenn diese in einem Schreiduell eskalierten, dann zog ich mich in mein Zimmer zurück bzw. begab mich mit meinen Freunden in unser Stamm-Wirtshaus, um jedoch zuvor noch die Tür lautstark zuzuwerfen und meiner Mutter in einer Mischung aus Wut und Selbstgerechtigkeit entgegenzuhalten: „Du hast mir nichts zu sagen, ihr habt in einem arisierten Haus gewohnt!“

Tatsächlich wollte ich zu dieser Zeit keinerlei Verbindung zwischen diesem Teil unserer Familiengeschichte und meiner Person sehen. Im Juli 1981 absolvierte ich im Zuge meines Geschichtsstudiums ein zweiwöchiges Seminar im Archiv der Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau, das von meinem späteren „Doktorvater“ in Geschichte, Professor Gerhard Botz, organisiert worden war. Auch in den nächsten Jahren hielt ich mich mehrmals in der Gedenkstätte auf. Darüber hinaus organisierte ich zweimal mit Freunden für österreichische Jugendgruppen einen Aufenthalt in der Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau. Doch nach der Besitzerfamilie auf der Kager 5, nach ihrem Leben, nach ihrem möglichen Schicksal während der NS-Herrschaft, ob sie die Shoah überlebt haben, danach habe ich nie gefragt.

Bis zu jenem Abend im Mai 2008. Zusammen mit meinem Bruder Franz reise ich mehrere Tage durch den Südtiroler Vinschgau. Wir hören jüdische Lieder in einer katholischen Kirche. Plötzlich erinnere ich mich: da gab es doch ein Haus einer jüdischen Familie im Oberen Donautal, in dem meine Großeltern Johann und Maria Eppacher mit ihren Kindern (darunter meine Mutter) ab 1940 gewohnt hatten, nachdem sie zuvor aus Südtirol ausgewandert waren.

Was wusste ich noch zu diesem Zeitpunkt? Der Besitzer des Hauses, so die bisherige Familienerzählung, ein Sohn einer jüdischen Kaufmannsfamilie in Wien, sei in den Wochen nach dem „Anschluss“ an einem Herzversagen verstorben, unmittelbar bzw. einige Wochen (in einer anderen Version) nach einer Razzia durch die SS in seiner Wiener Wohnung. Sein Sohn flüchtete nach Paris. Er kam schon im Herbst 1944 zu seiner Mutter zurück, musste sich verstecken, wurde einige Wochen vor Kriegsende von Nachbarn verraten und anschließend erschossen. Das Haus wurde 1938 arisiert und nach dem Krieg an die Frau des Besitzers zurückgegeben. Den Namen der Besitzerfamilie kannte ich nicht.

Jetzt fragte ich meine Mutter danach. „Beer, mit Doppel-e“, war umgehend und ohne Zögern ihre Antwort. Damit wandte ich mich als nächstes an das Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW) in Wien. Doch die Antwort war erschreckend und für meine Nachforschungen enttäuschend zugleich: der Name „Beer“ sei ein sehr geläufiger. Allein in der Shoah-Opferdatenbank des DÖW finden sich 116 Einträge von ermordeten Menschen mit diesem Namen. Ohne einen genauen Vornamen zu kennen, könnten keine Auskünfte gemacht werden.

So kontaktierte ich in der Folge schriftlich und mündlich das Gemeindeamt der Gemeinde Waldkirchen am Wesen, wo dieses Haus stand und steht. Ich bat um Zusendung des kompletten Vor- und Zunamens des damaligen Besitzers, der ja mit einem Blick in das Grundbuch ersichtlich sein müsste. Ich bekam zunächst schnelle und freundliche Reaktionen. Eine konkrete Antwort blieb jedoch aus.

Ein entscheidender Wendepunkt stellte sich erst im Herbst 2010 bei Gesprächen im Zuge eines Familienfestes ein. Mein Neffe Sebastian Pumberger, Historiker und Journalist, gab mir dabei rückblickend den hilfreichen Tipp: „Wende dich doch an das Oberösterreichische Landesarchiv in Linz. Die haben einen kompetenten, aufgeschlossenen Leiter.“

Eine Woche später hatte ich einen 15-seitigen Akt in der Hand. Gerne könne ich einen weiteren, mehr als 500 Seiten umfangreichen Akt zur Arisierung des Hauses von Ludwig Beer einsehen. Unmittelbar danach fand ich den Lebenslauf von Ludwig Beer auf der Gestapo- und Shoah-Opfer-Datenbank des DÖW. Bald war mir klar: Jetzt gibt es kein zurück. Ich wollte mich dieser Geschichte – und der Auseinandersetzung damit – stellen.

Eine lange Forschungsreise begann. Die Ergebnisse lesen Sie hier.

Wien, um 1900

Das jüdische Bürgertum

Die Welt von *Familie Beer* in der Hauptstadt.
Komplizierte Spurensuche

Ein Abschied am Zentralfriedhof

Dienstag, 29. Mai 1906:

In Wien verläuft an diesem Tag alles ruhig. Das Leben geht seinen gewohnten Gang. Die Menschen können sich über einen angenehmen, warmen Frühlingstag mit mäßigem Wind und heiterem Sonnenschein erfreuen. Louis Beer, Redakteur der angesehenen „*Neuen Freien Presse*“ – dreizehn Jahre später wird er Vater von Ludwig Beer –, liest wie gewohnt am Morgen die Zeitungen.

Diese berichten auf Seite 1 in großer Aufmachung über die seit langem schwelende Regierungskrise, die sich gestern noch einmal verschärft hat. Anfang Mai war Prinz zu Hohenlohe, zuvor kaiserlicher Statthalter in Triest, zum Ministerpräsidenten ernannt worden. Nun musste er sein Amt niederlegen, nachdem die Ausgleichsverhandlungen mit Ungarn in Bezug auf die Zolltarife gescheitert waren. Österreich hat damit im Moment keine Regierung, die im Einvernehmen mit dem Parlament handeln könnte.

Für den Chefkommentator der „*Neuen Freien Presse*“ ist dies kein unerwartetes Ergebnis. „Ungarn verhandelt nicht, sondern nimmt sich, was es für gut findet, und schafft ohne unsere Zustimmung wichtige Tatsachen, die uns berühren. Das wird kein Land der Welt dauernd ertragen.“ Der Kommentator zieht eine bittere Bilanz der politischen Ereignisse der letzten Wochen: „Niemand wird sich einer Täuschung darüber hingeben, dass in das Verhältnis zwischen Österreich und Ungarn ein tiefer Riss gekommen ist.“ Dies veranlasst den Kommentator zu einem düsteren Ausblick: „Der gegenseitige Hass der Nationen macht (die österreichischen Völker) alle zusammen unfrei und gestattet die Geringschätzung des parlamentarischen Willens, ..., das schmerzt und demütigt am stärksten.“ Die Regierungs- und Ausgleichskrise werde daher die Menschen noch lange beschäftigen. „Eine große Krise ist ausgebrochen, sie wird lange zu fühlen sein.“²³

Außenpolitisches Thema Nummer eins in den heutigen Zeitungen sind die Beratungen des russischen Parlaments, der Duma, die seit Mitte Mai im Gefolge der russischen Revolution von 1905 das erste Mal tagt. Die „*Neue Freie Presse*“ berichtet ihren Lesern detailliert Tag für Tag über den Fortgang der Parlamentssitzungen in St. Petersburg. So wurde gestern „unter lang andauerndem Beifall ein von 111 Mitgliedern der Duma unterzeichneter Antrag“ eingebracht, der vorsieht, „dass jeder Unterschied in der Behandlung der Gesellschaftsklassen, Nationalitäten, Religionen und Geschlechter beseitigt wird.“²⁴

Schon in der Plenardebatte vom letzten Samstag haben diese Aspekte eine zentrale Rolle gespielt. Der Abgeordnete Maxim Vinaver, ein jüdischer Rechtsanwalt aus St. Petersburg,

forderte von der Regierung eine umgehende Antwort auf die Frage: „Warum haben Sie über die Summe von sechs Millionen Menschen nicht gesprochen, welche aller Rechte beraubt sind, die ihre Glaubensgenossen nicht bloß in konstitutionellen Staaten, sondern auch in weniger zivilisierten genießen? (Lebhafter Beifall)“²⁵

Seit 1903 ist über das ganze russische Reich hinweg dessen jüdische Bevölkerung zahlreichen Pogromen ausgesetzt, die teilweise von den Behörden bewusst geschürt werden. Das Petersburger jüdische Hilfskomitee führt 638 Orte an, in denen es zu gewaltsamen Ausschreitungen gekommen ist. Davon betroffen sind mehr als 37.000 jüdische Familien sowie fast 160.000 jüdische Personen. Die Zahl der Getöteten wird mit 937 (spätere Schätzungen werden von rund 2.000 sprechen) angegeben, die Zahl der Verwundeten mit 1.190. Als Folge davon hat inzwischen unter der jüdischen Bevölkerung Russlands eine Massenauswanderung nach Amerika und Palästina eingesetzt. Die Lage bleibt angespannt.²⁶

Lassen die innen- und außenpolitischen Schlagzeilen des Tages bei Louis Beer eine Vorahnung aufkommen? Auf die politischen Katastrophen, die im 20. Jahrhundert – auch für seine Familie – noch folgen werden?

Louis Beer kann sich heute nicht lange in der Redaktion aufhalten. Vor zwei Tagen ist sein Vater, Samuel Beer, bei einem Aufenthalt in Bad Vöslau bei Wien an „Herzlähmung“, bedingt durch „Altersschwäche“, „im 77. Jahre sanft entschlafen“.²⁷ Kurz vor Mittag treffen sich bei der Zeremonienhalle im jüdischen Teil des Wiener Zentralfriedhofes die Söhne, Schwiegertöchter, Enkelkinder, weitere Verwandte, Freunde und Bekannte von Samuel Beer, um von ihm Abschied zu nehmen. Die engsten Verwandten haben zum Zeichen ihrer Trauer ihre Kleidung oberhalb des Herzens eingerissen.

Die würdige, zugleich schlichte Feier – ohne Musik und Blumen – beginnt in der Zeremonienhalle mit der Trauerrede für Samuel Beer, gehalten vom zuständigen Rabbiner. Nun wird Samuel Beer – seine „irdische Hülle“ ist eingehüllt in weiße Sterbekleider, in einem einfachen Sarg aus ungehobeltem, weißem Holz liegend – von der Trauergemeinde zu seinem Grab begleitet. Nach seiner Beisetzung geben alle Anwesenden mindestens drei Schaufeln Erde auf sein Grab.

Am Grab spricht der älteste Sohn von Samuel Beer für seinen Vater das „Kaddisch“, das Totengebet auf Hebräisch. Es ist eine einzige Lobpreisung des Ewigen, das der Seele des verstorbenen Samuel Beer, nun schon „in der anderen Welt“, helfen soll. Zuvor wurde „Zidduk HaDin“ rezitiert, eine Serie von Versen, die die gerechten Wege des Ewigen betonen, auch wenn das Abschied nehmen von Samuel Beer für die gesamte Familie sehr schmerzhaft ist. Samuel Beer hat ein biblisches Alter erreicht. „Unser Leben dauert siebzig Jahre, / manchmal, wenn wir stark sind, achtzig Jahre.“ (Psalm 90). Dennoch, sein Tod bedeutet für die Familie einen großen Einschnitt, einen großen Verlust. Der Vater, Großvater, Bruder, Schwager und Onkel zugleich, der die Familie in den letzten dreizehn Jahren nach dem Tode seiner Frau noch mehr als schon zuvor zusammengehalten hat, ist nicht mehr.

Auf den Grabsteinen in der unmittelbaren Nachbarschaft zum Grab von Samuel Beer finden sich immer auch längere, spezifische Beschreibungen zum Leben der Verstorbenen auf Hebräisch. Auf dem Grabstein von Samuel Beer finden wir solche Beschreibungen auf Hebräisch nicht. Jedoch ist – wie bei vielen jüdischen Gräbern – ein gern gewählter Segensspruch zu lesen, bestehend aus mehreren Buchstaben auf Hebräisch – TNZBH (Tehi Nafscho Zeruah Bizror Ha-chajim): „Möge seine Seele im Bündel des ewigen Lebens eingebunden sein.“ (Erstes Buch Samuel)

Auf Deutsch ist auf dem Grabstein von Samuel Beer eingeschrieben: „Selbstloseste Aufopferung für seine Familie war das Ziel seines segensreichen Lebens. Die tieftrauernden Söhne den unvergesslichen Eltern.“²⁸ In der Sterbeanzeige, die in der „*Neuen Freien Presse*“ veröffentlicht wird, lesen wir: „Statt jeder besonderen Anzeige. Schmerzerfüllt geben die Unterzeichneten im eigenen Namen sowie im Namen aller Verwandten Nachricht von dem Ableben ihres innigst geliebten Vaters bzw. Schwiegervaters, Großvaters, Bruders, Schwagers und Onkels, des Herrn Samuel Beer.“ Sein Leben war „der aufopferungsreichen, der liebevollsten Sorge um seine Familie gewidmet.“²⁹

Was hat das „segensreiche Leben“ von Samuel Beer alles umfasst? Wer war seine Frau und Mutter der „tieftrauernden Söhne“? Eine lange, ereignisreiche Epoche des Aufstiegs in der Geschichte der Familie Beer ist mit dem Begräbnis von Samuel Beer zu Ende gegangen.

Die Reichshaupt- und Residenzstadt: Anziehungsmagnet für Zuwanderung. Samuel und Charlotte Beer ziehen 1859 nach Wien

Samuel Beer heiratet am 25. August 1859 in Brünn (tschechisch: Brno) Charlotte Mandl, geboren 1839 als Tochter einer jüdischen Familie im südmährischen Gaya (tschechisch: Kyjov). Wahrscheinlich wächst Charlotte Mandl in Iglau (tschechisch: Jihlava) auf, eine alte mährische Bergbaustadt, nahe an der Grenze zu Böhmen.³⁰ Wie die beiden zusammengekommen sind, dazu werden sich später leider keinerlei Informationen finden.

Unmittelbar nach ihrer Hochzeit ziehen Samuel und Charlotte Beer nach Wien. Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts ist durch eine starke Zuwanderung aus den einzelnen Teilen der Monarchie in ihre Reichshaupt- und Residenzstadt geprägt. Für die jüdische Bevölkerung wirkt die 1848 erstmals verkündete und dann 1859, 1860 und schließlich mit dem Staatsgrundgesetz vom 21. Dezember 1867 bestätigte Freizügigkeit der Bewegung, Ansiedlung und Berufswahl – wenngleich auch jetzt den Juden die höheren Stufen im Militär und in der staatlichen Bürokratie (auch Universitäten) verwehrt bleiben – als Signal zum Aufbruch. In den 1850er und 1860er Jahren kommen zahlreiche böhmische und mährische Juden nach Wien. Ihnen folgt bereits nach kurzer Zeit eine zweite große Zuwanderungswelle, und zwar aus dem ungarischen Teil der Monarchie. Ende der 1850er Jahre bildet diese Gruppe bereits die Mehrheit unter den Juden Wiens. Und etwa siebzig Prozent dieser Zuwanderer kommen wiederum aus der Westslowakei und aus Westungarn – aus den Gebieten beiderseits der Donau relativ nahe an Wien.³¹ So auch Samuel Beer zusammen mit seiner Frau Charlotte aus dem sechzig Kilometer entfernten Pressburg.

Oftmals ist die Zuwanderung nach Wien auch eine bewusste Entscheidung zur Abwanderung aus den angeführten Gebieten. Antijüdische Boykottmaßnahmen, die gerade in der Westslowakei sehr häufig an der Tagesordnung sind, sowie örtliche Bestrebungen, eine polnische, ungarische, slowakische oder tschechische Mittelstandschicht des Handels zu schaffen, erschweren zusehends die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen der hier lebenden Juden.³²

Die Metropole Wien, zu der für viele Juden gerade aus der Westslowakei und Westungarn ohnehin bereits eine enge kulturelle und sprachliche Verbindung besteht, bietet dagegen den Zuwanderern größere wirtschaftliche, kulturelle und bildungsmäßige Chancen sowie Aussicht auf größeres Prestige und höheren Status. Die eben vollzogene rechtliche Gleichstellung, die

für Juden die freie Auswahl zu Besitz an Grund und Immobilien miteinschließt, lässt daher in dieser Phase in der Wahrnehmung der jüdischen Zuwanderer die Gefahren des Antisemitismus vorerst verblassen.

Ab den 1890er Jahren ergießt sich ein weiterer Strom an Zuwanderern nach Wien. Bis hin zum Ersten Weltkrieg werden in einer dritten Welle zehntausende Juden aus Galizien³³ nach Wien zuwandern, oftmals aus den Unterschichten und aus Kleinstädten. Damit wird Wien 1910 nach New York und Warschau mit Budapest zu einer der größten jüdischen Gemeinden der Welt.³⁴

Die jüdische Bevölkerung Wiens, 1857–1910³⁵

Jahr	Anzahl der Juden	Bevölkerung Wiens	Anteil der Juden an der Gesamtbevölkerung (in %)
1857	6.217	476.222	2,2
1869	40.230	607.514	6,6
1880	73.222	726.105	10,1
1890	118.495	1.364.548	8,7
1900	148.926	1.674.957	8,8
1910	175.318	2.031.498	8,6

Rückblende. Samuel Moritz Beer ist am 14. Januar 1830 in Pressburg (slowakisch: Bratislava) als Sohn von Abraham Friedrich und Elisabeth Beer, geborene Ham, auf die Welt gekommen.³⁶ Sein Vater ist von Beruf Hutmacher. In Pressburg leben zu dieser Zeit etwa 35.000 Menschen, im Jahre 1852 gemäß der ersten Volkszählung 30.742 Deutsche, 2.226 Ungarn und 3.713 Slowaken. Die Stadt ist innerhalb der Habsburgermonarchie Teil des ungarischen Königreichs und sieht sich als kulturell überwiegend zum deutschen Sprachraum gehörend.³⁷

Die jüdische Gemeinde umfasst etwa 5.000 Menschen. Sie alle – darunter auch Familie Beer (die Eltern, Samuel und seine Geschwister) – leben zusammengepfert in der Judengasse, eine einzige lange, enge Gasse, die sich an die steilen Hänge des Pressburger Burgberges schmiegt. Dieses Getto wird auch in den 1830er Jahren „noch jeden Abend von der Polizei durch schwere, eiserne Gitter abgesperrt und konnte nachts, ohne dass letztere durch die Wächter geöffnet wurden, nicht verlassen werden.“³⁸

Die Juden im Getto üben in ihrer Mehrzahl den Händlerberuf aus. Es gibt nur wenige Handwerker unter ihnen, da Juden seit Jahrhunderten außerhalb des Gettos von diesen Berufen ausgeschlossen sind. So gibt es im Getto Schneider, Kürschner, Zimmermaler, Tapezierer und auch den Hutmacher Abraham Beer. Diese Handwerker ernähren sich schlecht und recht. „Zu irgendwelchem Wohlstand konnte keiner von ihnen gelangen.“ Sie sind alle Arbeiter zweiter Klasse, „noch weniger konnten sie zu irgendwelchem Ansehen in der (jüdischen) Gemeinde kommen. Ein Handwerker als Vorstandsmitglied war undenkbar.“³⁹

Die Handwerker wohnen auf der älteren und zugleich schlechteren Seite der Gasse. „Die Höfe in ihnen verdienten kaum noch diesen Namen, sie waren jämmerliche Schächte; hölzerne, wackelige, vollständig finstere Treppen führten zu den Wohnungen, deren rückwärtige,

an den Berg stoßende Hälften nicht anders als feucht und dunkel sein konnten. Die Kanalisierung war elend, der Luftzutritt durch den winzigen Hofraum vollständig ungenügend, die Atmosphäre schwer und dumpf. Kein einziges Haus besaß einen Brunnen.“⁴⁰

Diese entsetzlichen Wohnungsverhältnisse mit dem damit einhergehenden Mangel an Luft, Raum und Bewegungsfreiheit haben katastrophale Folgen für die Hygiene der Bewohner. Zugleich drücken sie immerzu auf deren Geist und Gemüt. Die Menschen im Getto sind einer „ständigen, jeden Moment fühlbaren Beengung“ ausgesetzt, getrieben „von der ständigen Angst um den Platz, auf der(!) sie ihr Haupt in Ruhe hinlegen, ihrem Erwerb nachgehen könnten.“⁴¹ Die Beschreibungen des Alltags schildern eine friedvolle Stimmung zwischen den Gettobewohnern. „Im Ghetto herrschte Friede, aber keine Freude – sie fehlte durchaus auch den Kindern.“ Im Getto wurde auch „nicht gelacht, selbst nicht von den Kindern. ... Auf allen Gesichtern lag eine gewisse Scheu, wie bei Menschen, die eine Gefahr fürchten, oder einer solchen eben entgangen waren. Die Grundstimmung des ganzen Gettos war Resignation.“⁴²

Die Menschen hier haben keine Wahlmöglichkeit, was ihre Lebensperspektiven anbelangt. Für die meisten gelten die herrschenden Verhältnisse als unabänderlich. Schon die Kinder bekommen das von klein auf mit.⁴³ Im Zentrum des Lebens außerhalb des Broterwerbs steht uneingeschränkt die Religion. Am Schabbat gehen „alle ausnahmslos“ in die Synagoge. Immer am Schabbat und an den Feiertagen lebt das jüdische Viertel auf. „Wenn an diesem Tage ... alle mit einem gewissen Stolz in die „Schul“ (Ausdruck für Synagoge, Anm. KP) wandelten, so hatte man den Eindruck, als wäre auf der Straße selbst ein Teppich ausgebreitet worden.“⁴⁴

Im Getto gibt es zwei Schulen für Knaben, eine orthodoxe Gemeindeschule und eine jüngere, modernere Vereinsschule.⁴⁵ In eine der beiden Schulen ist auch Samuel Beer gegangen.

Die Bewohner des Gettos leben in Rechtsunsicherheit. Die Juden sind ständig tätlichen Übergriffen ausgeliefert. Weder bei Polizei noch vor Gericht können sie Schutz finden.⁴⁶ Diese Rechts- und Schutzlosigkeit führt unter den Bewohnern im Getto zu Angst und Ohnmacht. Haben deshalb die Eltern Samuel Beer nach seiner Geburt auch protestantisch taufen lassen?

1842 können die liberalen Kräfte im Landtag die Aufhebung der Gettos in ganz Ungarn – und damit auch in der Slowakei – durchsetzen, gegen heftigen Widerstand der Konservativen. Welche Auswirkungen hat diese Öffnung für den 12-jährigen Buben Samuel Beer und für die Juden Pressburgs insgesamt? „Erst jetzt wurden sie Stadtbewohner, bis dahin waren sie nur Pressburger Juden gewesen.“⁴⁷

Zurück nach Wien im Jahr 1859. Samuel und Charlotte Beer beziehen eine Wohnung in Wien-Leopoldstadt in der Oberen Donaustraße 43, direkt am Donaukanal nahe dem Zentrum der Stadt gelegen.⁴⁸ Die Leopoldstadt ist eine Insel, gebildet durch das Gebiet zwischen Donau und Donaukanal, von sich weit verzweigenden, kleineren Donauarmen durchzogen. Seit 1850 ist die Leopoldstadt der zweite Wiener Gemeindebezirk. 1624 waren auf Betreiben der Wiener Bürger die Juden gezwungen worden, sich hier in einem Getto außerhalb der Stadtmauern anzusiedeln. Doch auch im Getto gab es für die jüdische Gemeinde keine dauerhafte Sicherheit: Überfälle, Verwüstungen vieler Anlagen und Brände häuften sich. 1670 verfügte Kaiser Leopold I., dass „die Juden insgesamt, keinen davon ausgenommen, von hinnen und aus dem ganzen Lande Österreich wegzuschaffen“ sind.⁴⁹

Die Leopoldstadt wird auch jetzt sehr schnell zu einem beliebten Wohn- und Arbeitsort der jüdischen Zuwanderer. Bald wird sie in Wien die „Mazzesinsel“⁵⁰ genannt. Die Hälfte aller Wiener Juden lebt 1880 in diesem Bezirk, 1910 ist es ein Drittel. Hohe Anteile an jüdischer Bevölkerung weisen auch der erste (Innere Stadt) und der daran angrenzende neunte Bezirk

(Alsergrund) auf. Zugleich bleiben die Juden auch in diesen Bezirken, selbst am Höhepunkt der Zuwanderung (1910), eine Minderheit – erster Bezirk (20,35 %), zweiter Bezirk (33,95 %), neunter Bezirk (20,50 %).⁵¹

1860, als Samuel und Charlotte Beer gerade angekommen sind, ist die Leopoldstadt „ein vornehmes und angesehenes Viertel“, wie später Arthur Schnitzler in den Erinnerungen zu seiner Jugendzeit schreiben wird.⁵² Was ihren sozialen Rang und die Ausstattung der Wohnungen betrifft, so nimmt die Leopoldstadt jetzt hinter der Innenstadt und der Wieden (vierter Bezirk) den dritten Rang ein. Bis in die 1870er Jahre weist dieser Bezirk nach der Innenstadt die größten Wohnungen und das höchste Mietzinsniveau auf. Und innerhalb der Leopoldstadt zählen die Wohnungen in der Oberen Donaustraße zu den besten. Durch die Massenzuwanderung um die Jahrhundertwende wird sich die Sozialstruktur deutlich ändern, von einer bürgerlichen hin zu einer gemischten Gesellschaft. Diese Vielfalt wird ein Charakteristikum der Leopoldstadt bleiben, bis zum März 1938, als die gewaltsame Zerstörung der jüdischen Kultur beginnen wird.⁵³

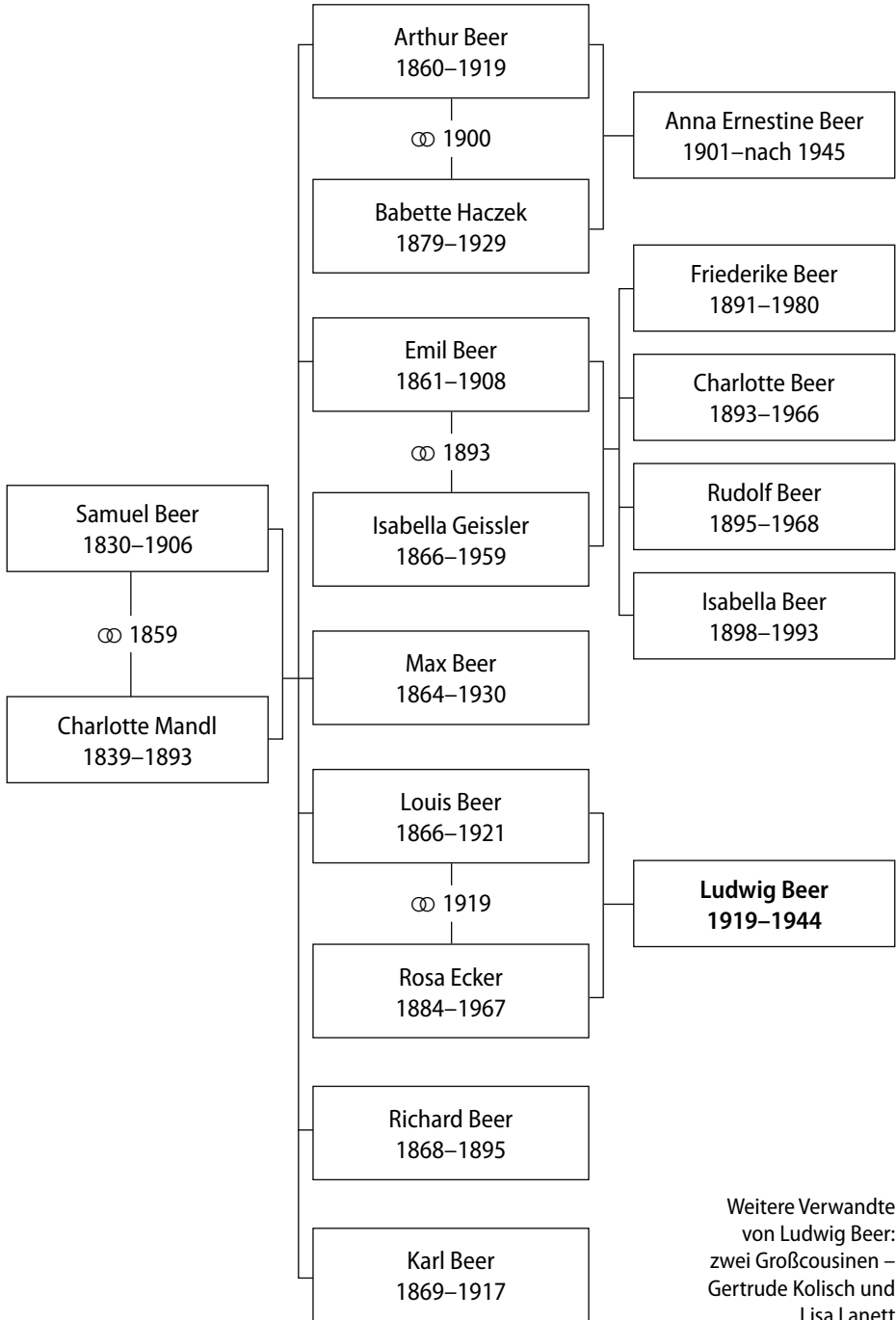
Samuel und Charlotte Beer gelingt es, sehr schnell in Wien Fuß zu fassen. Beide bringen städtische Lebens- und Überlebenserfahrungen mit, sowie Kontakte und Beziehungen zu anderen jüdischen Zuwandererfamilien. Das erleichtert ihre Übersiedlung und beschleunigt ihre Anpassung an den neuen Lebensstil in der Metropole. Sehr rasch erreicht Samuel Beer für seine junge Familie auch eine wirtschaftliche Stabilisierung. Er betreibt Handel mit Leinwand. Leinen benötigen die Menschen für Bettbezüge, Tischdecken, Handtücher, Unterwäsche, also eher für Gegenstände des alltäglichen Lebens.

Schon 1861 macht er in der Krebsgasse (oberer Teil der Marc-Aurel-Straße) im ersten Bezirk ein eigenes Geschäft auf. Eine große Stütze ist ihm dabei seine Frau Charlotte. „Haus und Geschäft meines Vaters waren ... aus kleinen Anfängen hervorgewachsen. Mittelpunkt beider war meine Mutter, sie war Kopf und Herz des Hauses, die motorische Kraft des geschäftlichen Betriebes, der Glanz beider nach außen“, so Siegmund Mayer über seine jüdischen Eltern, die zu dieser Zeit ebenfalls ein Textilhandelsgeschäft haben. Und er fährt fort, die Rolle der Frau im Allgemeinen betreffend: „In der Arbeit ist sie zäher und geduldiger als der Mann. Sie ist ihm aber keine bloße Gehilfin, sondern nach jeder Richtung hin eine fortwährende Stütze und Unterstützung. ... (sie) ist stark genug, um nicht nur mitzuarbeiten, sondern weltklug genug, um mitzuraten. ... Eigentlich war jede dieser jüdischen Geschäftsfrauen mehr oder weniger eine Persönlichkeit. ... Diese wussten genau, wo es „Kopf und Kragen“ galt.“ Allerdings, Männern und Frauen sind klare Rollen zugeschrieben: „Der Mann ... ist die Säule, auf der ihre (die der Frau) und der ganzen Familie Existenz beruht; für ihn galt es zuerst zu sorgen, ihn gesund, kräftig und arbeitsfähig zu erhalten.“⁵⁴

Schon in den ersten Wiener Jahren bringt Charlotte Beer zwei Söhne auf die Welt: Arthur (1860) und Emil (1861).⁵⁵

Mitte der 1860er Jahre haben sich Samuel und Charlotte Beer stabilisiert. Die Perspektiven für die weitere Zukunft sind gut. Mittlerweile hat Familie Beer den Donaukanal „übersprungen“ und wohnt nun in der gegenüberliegenden Uferpromenade am Franz-Josefs-Kai 31. Zusammen mit seinem jüngeren Bruder Josef, der mittlerweile mit Ehefrau Charlotte – geborene Hajek, die aus Brünn stammt – ebenfalls von Pressburg nach Wien gezogen ist, gründet Samuel Beer eine eigene Handelsfirma. Die beiden Brüder sind die zeichnungsberechtigten Gesellschafter. Auch die Familie vergrößert sich. Vier weitere Söhne von Samuel und Charlotte Beer kommen zur Welt: Maximilian (1864), Louis (1866), Richard (1868) und Karl (1869).

Familie Beer



Weitere Verwandte
von Ludwig Beer:
zwei Großcousinen –
Gertrude Kolisch und
Lisa Lanett

Louis Beer wird – wie seine Brüder – gemäß dem jüdischen Ritus am achten Tage nach seiner Geburt beschnitten. Bei der Zeremonie wird für ihn ein Segen gesprochen: „Möge er gedeihen und aufwachsen zur Gründung einer Familie und zur Ausübung guter Werke.“ Louis Beer erhält, wiederum wie seine Brüder, auch einen jüdischen, hebräisch geschriebenen Namen: „Sander“, eine Kurzform für Alexander. Jüdische Traditionen und Rituale haben in der Familie von Samuel und Charlotte Beer nach wie vor ihren Platz. Auch der Glaube?

Wirtschaftlicher Erfolg und beste Ausbildung für die Söhne: Familie Beer steigt auf in den Mittelstand

Samuel Beer ist ein kluger Kaufmann, der rechtzeitig die Zeichen der Zeit erkennt. In den letzten Jahren ist Leinen in der Textilindustrie fast vollständig durch die Baumwolle ersetzt worden. Durch den Einsatz von Maschinen konnte eine Arbeiterin plötzlich pro Stunde das Hundertfache an Baumwollgarn herstellen. Die Preise dafür sanken um achtzig bis neunzig Prozent. Leinen (Faser aus Flachs) war für diese neue Technik zudem ungeeignet. Ebenso ändert sich das Konsumverhalten. Immer mehr Menschen ziehen sich an, nicht nur, um es warm zu haben, sondern sie wählen ihre Kleidung.⁵⁶ Samuel Beer stellt Anfang der 1870er Jahre sein Geschäft auf Baumwollhandel um. Darüber hinaus beliefert er seine Kunden mit Manufakturwaren, d. h. Textil- bzw. Meterware, die nach Wunsch des Käufers angemessen und geschnitten wird. Mitte der 1870er Jahre wechselt auch der Standort seines Geschäftes. Der Sitz der Firma „Samuel Beer und Bruder“ befindet sich nun in der Griesgasse 3, ebenfalls im ersten Bezirk.

Zugleich legen Samuel und Charlotte Beer größten Wert darauf, dass ihre Söhne eine sehr gute Ausbildung bekommen. Bildung nimmt in der jüdischen Tradition einen zentralen Stellenwert ein.

Nach dem Besuch der Volksschule tritt Louis Beer im September 1876 in das „Leopoldstädter Communal-Real- und Obergymnasium“ ein, das 1864 gegründet wurde und in der Taborstraße 24 untergebracht ist. Drei Jahre später folgt ihm Bruder Karl. Zwei Jahre zuvor startet die Gymnasialzeit für Bruder Maximilian.⁵⁷ Familie Beer zahlt jetzt für ihre drei Söhne ein jährliches Schulgeld von etwa 135 Gulden (270 Kronen), inklusive Aufnahmegebühren und Unterrichtsmaterialien. Zum Vergleich: der durchschnittliche Jahresbruttolohn eines Arbeiters beträgt 1870 etwa 250 Gulden (500 Kronen).

1873 legt Sigmund Freud, Begründer der Psychoanalyse, in dieser Schule seine Reifeprüfung mit Auszeichnung ab. Weitere prominente Schüler sind der Arzt und Wiener Stadtrat Julius Tandler (Maturajahrgang 1899), der Begründer der Logotherapie Viktor Frankl (Maturajahrgang 1924) sowie der Chemiker und Schriftsteller Carl Djerassi (Erfinder der Pille), der 1938 nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten die Schule verlassen muss.⁵⁸

Das Gymnasium ist die Eliteform im höheren Schulwesen der Monarchie. Klare gesellschaftliche Strukturen und Hierarchien sind von den Machthabern gewünscht. Das Gymnasium bleibt daher bis 1904 der einzige Schultypus, der zum Besuch einer Universität berechtigt. Sein Lehrplan beinhaltet als einziger Latein und Griechisch. Weiters absolviert Louis Beer deutsche Sprache und Literatur, Geschichte und Geografie, Mathematik, Physik und Religion. Louis Beer besucht den jüdischen Religionsunterricht, in dem die einzelnen Bücher aus der Hebräischen Bibel sowie die Geschichte der Juden behandelt werden. Französisch und Englisch sind

Wahlfächer. Turnen, Singen, Zeichnen und Schönschreiben runden den Lehrplan ab. Die Gymnasialbildung öffnet in dieser Zeitperiode die Türen zu europäischer Kultur, Bildung und europäischem Geistesleben. Sie ist die zentrale Voraussetzung, um als Gebildeter und somit als Teil der europäischen Zivilisation zu gelten. Dies gilt umso mehr für Kinder jüdischer Zuwanderer.

Louis Beer geht zunächst in die Klasse 1A. Am Ende des ersten Schuljahres besteht die Klasse aus 72 Schülern. Als Muttersprache weisen 67 Buben Deutsch auf, zwei Tschechisch und jeweils einer Polnisch, Ungarisch und Rumänisch. 33 Schüler sind in Wien geboren, neun in Ungarn (inklusive Slowakei), sieben in Niederösterreich, sechs in Mähren, fünf in Galizien, vier in Böhmen, zwei in Rumänien und jeweils einer in Oberösterreich, Schlesien, Russland, Türkei, Bukowina und Kroatien. Fast alle Schüler wohnen in der Leopoldstadt, vier Schüler (unter ihnen Louis Beer) im ersten Bezirk und jeweils einer im dritten und im neunten Bezirk sowie in einem Vorort von Wien. 18 Schüler sind katholisch und 54 sind jüdisch.

Die zweite Klasse absolviert Louis Beer bereits im neuen Schulgebäude in der Kleinen Sperlasse 2c, ebenfalls in der Leopoldstadt. Der Umzug ist notwendig geworden, da das bisherige Schulgebäude zunehmend aus allen Nähten platzte. Neben der Betonung der klassisch-humanistischen Ausbildung – so gibt es auch eine jährliche Gedenkfeier zum Geburtstag von Friedrich Schiller – fällt im Schulalltag eine deutliche Fixierung auf das Herrscherhaus auf. Jedes Jahr am 4. Oktober absolvieren die Schüler eine „Feier des Namensfestes Sr. Majestät“ und am 19. November eine „Feier des Namensfestes Ihrer Majestät der Kaiserin“. Weitere Extra-Feiern erlebt Louis Beer anlässlich des 25-jährigen Jubiläums „der Vermählung Ihrer Majestäten“ (1879) – „ein großartiges Jubelfest in patriotischer Weise“ – sowie des hundertjährigen Jubiläums der Thronbesteigung von Joseph II. (1880) und der sechshundertjährigen Herrschaft der Habsburger-Dynastie (1882). Zur Hochzeit von Kronprinz Rudolf mit Prinzessin Stephanie aus Belgien bekommen die Schüler am 9. und 10. Mai 1881 schulfrei. „Das Schulgebäude selbst war mit Fahnen decoriert und beleuchtet.“

In der Monarchie nimmt die katholische Kirche eine vorherrschende Stellung ein. Deshalb gilt an staatlichen Gymnasien für alle Schüler die Pflicht zum Unterricht auch an Samstagen. Viele jüdische Schüler lehnen es ab, an diesem Tag bei den Vorträgen der Lehrer mitzuschreiben, um so am Schabbat das Gebot der Arbeitsruhe einzuhalten. Auch Louis Beer und seine Brüder?

Louis Beer und 38 weitere Schüler maturieren im Sommer 1886, Bruder Maximilian zwei Jahre zuvor. Das Thema seiner schriftlichen Arbeit in Deutsch lautet gemäß einem Zitat von Friedrich Rückert (1788–1866), Dichter, Übersetzer und Mitbegründer der deutschen Orientalistik: „Der Mann ist wacker, der, sein Pfund benutzend, zum Dienst des Vaterlandes kehret seine Kräfte.“

Über die Qualität des Unterrichts in den Gymnasien dieser Zeit äußern sich die Schüler im Rückblick unterschiedlich. Der Schriftsteller Stefan Zweig – Absolvent des Wasagymnasiums im neunten Bezirk – wird in seinen Erinnerungen schreiben: „Schule war für uns Zwang, Öde, Langweile, Unsere Schulstunden wurden grauhaft dürr und unlebendig, ein kalter Lernapparat, der sie nie an dem Individuum regulierte Gerade aber diese menschliche Lieblosigkeit, diese nüchterne Unpersönlichkeit und das Kasernenhafte des Umgangs war es, was uns unbewusst verbitterte.“⁵⁹ Etwas anders klingt es bei Sigmund Freud: „Bei vielen (von uns) führte der Weg zu den Wissenschaften nur über die Personen der Lehrer; manche blieben auf diesem Wege stecken und einigen ward er auf solche Weise – warum sollen wir es nicht eingestehen? – dauernd verlegt.“⁶⁰

In der Zeit von 1870 bis 1880 stellen die Juden etwa acht Prozent der Gesamtbevölkerung Wiens und zugleich rund dreißig Prozent aller Gymnasiasten.⁶¹ Diese Zahlen bleiben bis 1910

trotz starker Zuwanderung in etwa gleich. In einzelnen Gymnasien, so auch in dem in der Sperlergasse, das die Brüder Beer absolvieren, bilden die jüdischen Schüler die Mehrheit. Zwei Drittel ihrer Väter gehören dem liberalen Bürgertum (Handel, Industrie, freie Berufe) an. Bei den katholischen Schülern kommen nur 28 Prozent der Väter aus diesem Teil der Gesellschaft. 1910 schicken vier Prozent der Wiener Bevölkerung ihre Söhne aufs Gymnasium. Bei den jüdischen Familien sind es jedoch 13 Prozent, die ihren Söhnen die Vorteile dieser Ausbildung zukommen lassen.⁶²

„Dass ich nach der Volksschule auf das Gymnasium gesandt wurde, war nur eine Selbstverständlichkeit. ... Aber nur die sogenannte ‚akademische‘ Bildung, die zur Universität führte, verliert in jenen Zeiten des ‚aufgeklärten‘ Liberalismus den vollen Wert; darum gehörte es zum Ehrgeiz jeder ‚guten‘ Familie, dass wenigstens einer ihrer Söhne vor dem Namen irgendeinen Dokortitel trug. ... Es wird als Ehrentitel für die ganze Familie betrachtet, jemanden in ihrer Mitte zu haben, der sichtbar im Geistigen gilt, einen Professor, einen Gelehrten, einen Musiker, als ob *er* durch seine Leistung sie alle adelte“, so Stefan Zweig wiederum in seinen Erinnerungen, selbst Sohn einer jüdischen Familie.⁶³

Die weiteren drei Brüder der Familie Beer (Arthur, Emil und Richard) erlernen nach der Schule den Kaufmannsberuf. Arthur arbeitet ab 1880 im elterlichen Unternehmen als „Cassier“ mit. Die Geschäfte laufen nach wie vor gut. Im selben Jahr kann die Firma „Samuel Beer und Bruder“ expandieren und mietet am Franz-Josefs-Kai 16 zusätzliche Räume für ein Magazin an. Mitte der 1880er-Jahre übernimmt Arthur die Funktion des Geschäftsführers. Kurze Zeit später wird auch sein Bruder Emil in das Unternehmen einsteigen. Er wird ebenfalls Geschäftsführer, nachdem 1887 Josef Beer – bisheriger Mitinhaber – an einem Schlaganfall 53-jährig in Wien-Penzing stirbt. Das Geschäft befindet sich nun auf dem Concordiaplatz 1, ab 1889 in der Marc-Aurel-Straße 10 / 12, jeweils erster Bezirk. Sohn Richard hat sich mittlerweile als selbstständiger Kaufmann in Baden bei Wien etabliert.

Familie Beer wechselt in diesen Jahren noch zweimal die Wohnung: zunächst 1877 in die Gonzagagasse 16 und dann 1888 in die Marc-Aurel-Straße 10. Beide Adressen liegen, wie auch die Geschäftsadressen von Samuel Beer, in einem Viertel im ersten Bezirk, das als „gut bürgerlich“ gilt. 35 Prozent aller Mitglieder der jüdischen Gemeinde, die eine Gemeindesteuer zahlen, leben hier.⁶⁴

Die Beers sind erfolgreich, wenngleich sie nicht reich geworden sind. Jedoch sind sie zwei Jahrzehnte nach ihrer Zuwanderung im Mittelstand angekommen, der zu dieser Zeit einen viel schmäleren Teil der Gesellschaft umfasst als etwa hundert Jahre später. Und sie sind in ihrem sozialen Ansehen gestiegen. Der Besuch des Gymnasiums von drei Söhnen soll also den bereits auf ökonomischem Wege erreichten gesellschaftlichen Aufstieg absichern und ihm ein gewisses Prestige verleihen.

Emil Beer und Isabella Geissler: Liebe überschreitet Grenzen

Bei einem Promenadenspaziergang durch den Wiener Prater – irgendwann in den späten 1880er Jahren – fällt Emil Beer eine attraktive junge Frau auf.⁶⁵ Sie ist für ihn, wie es später in der Familienerzählung heißen wird, die schönste Frau, die er bisher in seinem Leben gesehen hat. Emil Beer will unbedingt herausfinden, wer diese junge Frau ist. Er fasst seinen ganzen Mut zusammen und stellt sich ihr vor. Sofort finden die beiden zueinander. Sehr schnell entwickelt sich eine Liebesbeziehung.

Die attraktive junge Dame ist Isabella Geissler, geboren 1866 in St. Johann im Pongau als Tochter des k.k. Forstbeamten Josef Geissler und dessen Frau Hermine. Sie wächst mit 14 Geschwistern in der Nähe von Salzburg auf. Ein Onkel der Familie ist Franz Albert Eder, ab 1857 Abt im Stift Sankt Peter zu Salzburg, seit 1876 Erzbischof von Salzburg. In den 1860er Jahren war Eder auch politisch tätig, zunächst als Mitglied des Landtages von Salzburg und Tirol, dann im Reichsrat in Wien. Seine Nichte Isabella liegt ihm besonders am Herzen. Erzbischof Eder erzählt ihr immer wieder von seinen Reisen, die er als junger Mann unternommen hat, und von interessanten Menschen, die er dabei kennengelernt hat.

Mit elf Jahren macht sich Isabella – noch mehr Kind als junge Frau – selbst auf den Weg. Sie geht nach Wien, wo sie nach einem einmonatigen Fußmarsch ankommt. Bald findet Isabella eine Stelle als Dienstmädchen bei einer jüdischen Familie. Seit 1859 ist es Juden in der Monarchie erlaubt, christliche Dienstboten zu beschäftigen. Isabella ist sehr neugierig und lernbereit. Schon als Jugendliche wird sie rasch zu dem, was sie über ihr ganzes Leben hinweg auszeichnet und ihr über Krisen und Schicksalsschläge hinweghelfen wird: eine selfmade-woman. Ihre Fähigkeit, sich selbst die eigenen Kleider nach französischem Muster zu schneiden, sowie ihr ansteckendes Lachen machen Isabella überall beliebt. All das zusammen, und ihre Schönheit, ziehen Emil Beer an.

Die Beziehung zwischen den beiden bringt ihre Familien gehörig durcheinander. Beide Seiten wollen, dass diese Liebe schnell ein Ende findet. Familie Beer redet auf Emil unermüdlich ein. Er möge doch Einsicht zeigen. Der Sohn aus einer zugewanderten, jüdischen Kaufmannsfamilie und die Nichte des katholischen Salzburger Erzbischofs, wie soll das zusammenpassen? So eine Beziehung habe einfach keine Chance. Noch nicht. Erzbischof Eder schickt mehrere Nonnen nach Wien, die auf Isabella einreden, mit umgekehrten Vorzeichen. Zuweilen wird der Ton deutlicher. Wenn Isabella nicht von ihrem jüdischen Geliebten lassen möge, dann werde der Erzbischof seine finanzielle Unterstützung für Isabella einstellen.

Alle Ermahnungen und Drohungen können die Liebe zwischen den beiden nicht zerstören. Doch es fließen Tränen. Emil Beer und Isabella Geissler sind starke Persönlichkeiten. Wenn sie zu etwas entschlossen sind, dann tun sie das auch. Jetzt geht das Paar zunächst ohne „Segen“ ihrer Familien seinen eigenen Weg. Isabella ist mittlerweile schwanger, im Januar 1891 bringt sie ihr erstes Kind – Tochter Friederike Maria – auf die Welt, das erste Enkelkind von Samuel und Charlotte Beer. Knappe zwei Jahre später ist Isabella wieder schwanger.

Der größte Wunsch von Charlotte Beer, der Mutter von Emil, die durch ein jahrelanges Lymphdrüsenkrebsleiden bereits schwer gezeichnet ist, besteht nun darin, dass sie es noch erleben darf, mit anzusehen, wie die Liebesbeziehung und Familie von Emil in „geordnete“ Bahnen kommt. Und tatsächlich wird Charlotte die erste Hochzeit eines Sohnes noch mitfeiern. Ende April 1893 tritt die hochschwangere Isabella Geissler zum Judentum über. Nur wenige Tage später heiraten sie und Emil Beer nach jüdischem Ritus im Josefstädter Bethaus, Florianigasse 41. Im Juli desselben Jahres kommt die zweite Tochter auf die Welt. Sie bekommt den Namen ihrer jüdischen Großmutter, Charlotte, und wird als jüdisches Kind in die Matriken der Kultusgemeinde eingetragen. Wie reagiert Familie Geissler auf die neuesten Nachrichten aus Wien? Onkel Franz, Erzbischof von Salzburg, selbst kann sich ja nicht mehr äußern. Er ist mittlerweile gestorben.

Innerhalb der Familie Beer herrscht Erleichterung über die Hochzeit der beiden. Doch die Freude bleibt getrübt. Schon vier Wochen später stirbt Charlotte Beer. Am Sonntag Vormittag, dem 28. Mai 1893, versammeln sich Samuel Beer, die Söhne, Schwiegertochter, Enkelkind sowie

alle weiteren Verwandten und übrigen Trauergäste vor dem „Trauerhause“ in der Marc-Aurel-Straße 10. Dort warten schon die Wägen. In einem Kondukt begleitet der Trauerzug feierlich den Sarg, in dem „die irdische Hülle der theuren Verblichenen nach dem Central-Friedhofe (israelitische Abtheilung) überführt und daselbst zur ewigen Ruhe bestattet“ wird.⁶⁶ Auf ihrem Grabstein lesen wir: „Ihre unermüdliche Sorgfalt für Gatten und Söhne zeichnete ihr edles Wirken aus.“

Schon zwei Jahre später trifft Samuel Beer und seine Familie der nächste harte Schicksalsschlag. Sohn Richard stirbt 1895 in Baden bei Wien 27-jährig an Leukämie.

Emil Beer und Isabella Geissler sind hingegen erleichtert, dass sie die Turbulenzen der ersten Jahre ihrer Beziehung hinter sich haben. Auch was ihren Broterwerb betrifft, sind sie die letzten Jahre ihren eigenen Weg gegangen. Zunächst sind sie in das Kaffeesieder-Geschäft eingestiegen. Mittlerweile haben sie sich ein gut gehendes Delikatessengeschäft mit dem angeschlossenen Restaurant „Zum Weingartl“ in der Johannesgasse / Ecke Kärntnerstraße aufgebaut.

Ferner bekommen Emil und Isabella in diesen Jahren noch zwei weitere Kinder: Sohn Rudolf (1895), der ebenfalls als jüdisches Kind in den Matriken der Kultusgemeinde aufscheint, und Tochter Isabella (1897), die in Budapest auf die Welt kommt. Dort haben in der Zwischenzeit Emil Beer und Isabella Geissler eine Wohnung und ein Café angemietet, das sie im Sommer betreiben. Im Geburtseintrag bleibt bei Tochter Isabella das Feld für Religion frei. Bei den Eltern steht in diesem Feld jeweils „jüdisch“. Ein Jahr später, im April 1898, tritt Emil Beer aus der jüdischen Kultusgemeinde in Wien aus. Dies bleibt bei den Brüdern Beer der einzige Austritt. Wahrscheinlich schon im Sommer desselben Jahres wird Tochter Isabella (möglicherweise auch Emil Beer und ihre älteren Geschwister) in Budapest protestantisch getauft. Auch Mutter Isabella Geissler ist ab jetzt protestantisch.

Das mehrfache Hin und Her von Emil Beer und Isabella Geissler, was ihre Religionszugehörigkeit betrifft, zeigt, dass dieser Aspekt im ausgehenden 19. Jahrhundert zwar nach wie vor heikel ist, zugleich von den Betroffenen jedoch oft auch sehr pragmatisch gehandhabt wird bzw. gehandhabt werden muss. Zwischen 1868 und 1903 gibt es in Wien mit etwas mehr als 9.000 Konversionen deutlich mehr Übertritte vom Judentum zum Christentum als in jeder anderen Stadt der Monarchie.⁶⁷ Selbst in Berlin liegt für denselben Zeitraum die entsprechende Vergleichszahl (2.812) deutlich niedriger.⁶⁸

Dafür gibt es mehrere Gründe. Vielfach verbinden Juden mit dem Schritt ihrer Konversion zu dieser Zeit den Wunsch, den Erfolg ihrer beruflichen Karriere abzusichern und sich vollständig zu assimilieren. Sie glauben damit, auf ein bestimmtes gesellschaftliches Umfeld reagieren zu müssen. Und es gibt die Liebe. Menschen, die – wie Emil Beer und Isabella Geissler – einander gefunden haben, wollen einfach heiraten, unabhängig davon, welcher Religion sie angehören. In der Monarchie muss aber in diesem Fall einer der beiden Partner den Glauben des anderen oder die Konfessionslosigkeit annehmen: In Österreich ist zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Heirat zwischen Juden und Christen nicht möglich.⁶⁹

„Das Goldene Zeitalter der Sicherheit“? Louis Beer wird Redakteur der „Neuen Freien Presse“

Louis Beer beginnt im Wintersemester 1886 / 87 sein Jus-Studium, Bruder Maximilian zwei Jahre zuvor das Studium der Medizin. Neben den juristischen Vorlesungen belegt Louis Beer

immer wieder auch solche aus dem Bereich der Wirtschaft: in den Wintersemestern 1888 / 89 sowie 1891 / 92 die „Grundlagen der Nationalökonomie“ (fünf bzw. zwei Stunden wöchentlich) und im Sommersemester 1889 „Finanzwissenschaft“ (zwei Stunden). Auch seine fremdsprachlichen Fähigkeiten will Louis Beer ausbauen. Im Wintersemester 1888 / 89 belegt er einen Kurs „Italienische Grammatik“. 1891 erhält er von der Universität das „Absolutorium“, d. h. die Bestätigung, dass Louis Beer im Verlauf seines Studiums alle vorgeschriebenen Semester und Übungen belegt hat. Ein Doktorat erwirbt Louis Beer jedoch nicht.⁷⁰

Das Leben und Studium an der Universität Wien ist in der ersten Hälfte der 1880er Jahre zusehends durch antisemitische Aktionen vonseiten deutschnationaler Burschenschaften gestört. Ihren Ausgangspunkt finden die ersten anti-jüdischen Schmähungen 1875 in einer Rede des Medizinprofessors Theodor Billroth, wonach „das leider nicht ganz auszurottende Unkraut der Wiener Studentenschaft in vorwiegend galizischen und ungarischen jüdischen Elementen wurzelt.“ In den Wochen danach wird erstmals in den Vorlesungen laut und öffentlich die Losung „Juden hinaus!“ in den Raum gebrüllt. Um die Universität vor angeblicher „Überfremdung“ zu schützen, schließen die Burschenschaften 1877 jüdische Mitglieder aus ihren Vereinigungen aus. Am 6. Oktober 1884 überfallen deutschnationale Burschenschaften zunächst katholische, in weiterer Folge auch jüdische und italienische Studenten.⁷¹

Die beruflichen Wege nach seinem Studium führen Louis Beer in das dynamische Pressewesen im Wien der 1890er Jahre. Der erste Beleg für seine journalistische Tätigkeit findet sich 1897 in einem Eintrag des Wiener Telefonbuchs *Lehmann*: Louis Beer wohnt nun in der Berggasse 4, neunter Bezirk, zusammen mit seinem Vater Samuel, der nach dem Tod seiner Frau zu ihm gezogen ist. Obwohl Samuel Beer schon auf die Siebzig zugeht, ist er nach wie vor im Manufakturwarenhandel aktiv. Das Geschäft befindet sich nun in der Porzellangasse 24a, ebenfalls neunter Bezirk.

Schräg gegenüber von Louis und Samuel Beer arbeitet und „ordiniert“ einige Häuser weiter in der Berggasse 19 der Arzt Sigmund Freud. Eine reguläre Universitätskarriere ist ihm verwehrt geblieben, wegen seiner jüdischen Herkunft. Louis Beer zieht 1900 in die Lazarettgasse 3, Vater Samuel in die Altmüttergasse 3, beides wiederum im neunten Bezirk. Freud veröffentlicht im selben Jahr eines der grundlegenden Werke der von ihm neu entwickelten Psychoanalyse. „Die Traumdeutung“ ist nach seinem Verständnis „die Via regia (lat. Der Königsweg, Anm. KP) zur Kenntnis des Unbewussten im Seelenleben.“⁷² Der Zugang zum Unbewussten wird sich auch für die Erforschung von Familiengeschichten als ein zentraler Schlüssel erweisen.

1904 übernimmt Louis Beer das Referat zur Berichterstattung über die Wiener Börse in der „*Neuen Freien Presse*“. Dieses Blatt, politisch wie wirtschaftlich liberal ausgerichtet, genießt in Wien und in der Monarchie höchstes Ansehen. „In Wien gab es eigentlich nur ein einziges publizistisches Organ hohen Ranges, die „*Neue Freie Presse*“, die durch ihre vornehme Haltung, ihre kulturelle Bemühtheit und ihre politische Prestige für die ganze österreichisch-ungarische Monarchie etwa das gleiche bedeutet wie die „*Times*“ für die englische Welt und der „*Temps*“ für die französische; selbst keine der reichsdeutschen Zeitungen war so sehr um ein repräsentatives kulturelles Niveau bemüht.“⁷³ Technische Innovationen, eine immer reichere inhaltliche Ausgestaltung in Verbindung mit einer aktuellen Berichterstattung sowie der verstärkte Ausbau eines weit verzweigten Netzes an Auslandsberichterstatlern haben das Blatt diese Vorrangstellung erreichen lassen.⁷⁴

Kopf und Herz des Blattes zugleich ist sein Herausgeber und Chefredakteur Moriz Benedikt, ein ausgewiesener Finanzfachmann, „von phänomenaler Organisationsgabe und unermüdlichem

Fleiß⁷⁵, zudem bestens vernetzt mit allen wichtigen politischen Entscheidungsträgern. Neben Benedikt gibt es weitere wichtige Akteure der liberalen Wiener Presse mit jüdischer Herkunft: Moritz Szeps (*Wiener Tagblatt*) Theodor Hertzka bzw. Julius Szeps (*Wiener Allgemeine Zeitung*) und Friedrich Austerlitz (*Arbeiter-Zeitung*). Der Journalismus ist am Ende des 19. Jahrhunderts in Wien das einzige Gebiet, auf dem Menschen ungeachtet ihrer Religionszugehörigkeit Karriere machen können. Nicht einmal für Juristen und Mediziner gilt das in dieser Klarheit.⁷⁶

Louis Beer erfreut sich sehr rasch „inner- und außerhalb der Berufskreise überaus großer Beliebtheit.“ Es gelingt ihm, dank seiner „journalistischen Begabung“ sowie seines „scharfen Blickes für alle Vorgänge des Wertpapierhandels“ die Berichterstattung zur Wiener Börse, „die leicht einer Schablone verfällt, über das alltägliche Niveau zu heben.“ Louis Beer „betrachtet alle Teilerscheinungen des Effektenmarktes als wichtige Teilwirkungen der gesamten Volkswirtschaft.“ Seine Berichte über das aktuelle Tagesgeschehen an der Börse leitet er immer mit einer Analyse der allgemeinen gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Lage sowie deren Auswirkungen auf die Entwicklung am Aktienmarkt ein. So wird Louis Beer bald für „seine Darstellungen das Interesse weiter Kreise gewinnen.“ Innerhalb der redaktionellen Debatten und Konferenzen erweist er sich als Mann mit „großer Schlagfertigkeit“, der sich zugleich durch eine „liebenswürdige, nie verletzende Wesensart“ auszeichnet. Hinzu kommt, dass Louis Beer seinen Kollegen gegenüber immer als „anspruchloser, bescheidener Mensch“ auftritt.⁷⁷

Neben dem Wirtschaftsteil („Der Economist“) stellt das tägliche Feuilleton ein „besonderes Heiligtum“ (Stefan Zweig) in der „*Neuen Freien Presse*“ dar. Autoren wie Hermann Bahr, Hugo von Hofmannsthal, Felix Salten, Peter Altenberg und Arthur Schnitzler aus der Gruppe „Jung-Wien“, Vorreiter der literarischen Moderne, kommen zu Wort. Das Ansehen des Blattes verschafft ihnen erste Geltung und Wirkung. Hier schreibt auch die Journalistin, Autorin und Fotografin Alice Schalek sowie die Schriftstellerin Bertha von Suttner (1905 erste weibliche Friedensnobelpreisträgerin). Geleitet wird das Feuilleton von dem Redakteur Theodor Herzl, Begründer des Zionismus.⁷⁸

1908 zieht Louis Beer erneut um, in die Kochgasse 28 im achten Bezirk. Ein paar Häuserblocks weiter hat vor einem Jahr der Schriftsteller Stefan Zweig seine erste eigene Wohnung bezogen. Zweig schreibt seit Jahren wiederholt Beiträge für das Feuilleton der „*Neuen Freien Presse*“. 1910 wechselt Louis Beer noch einmal die Wohnung, jetzt in die Rudolfinergasse 8, im neunzehnten Bezirk (Wien-Döbling). Hier wird er für einen längeren Zeitraum sein Zuhause finden. Ab 1911 besitzt Louis Beer in seiner Wohnung ein eigenes Telefon. Herausgeber Benedikt liebt es, mit seinen Redakteuren direkt per Telefon konferieren zu können, vor allem, wenn er auf Sommerfrische am Semmering weilt.

Am 14. Januar 1900 wird Samuel Beer siebzig. Jetzt sieht er die Zeit gekommen, seine geschäftlichen Aktivitäten zu beenden. Wenn er auf sein Leben zurückblickt, dann mag er selbst zuweilen etwas erstaunt sein, welch große Spanne es umfasst. Als Kind und Bub im Pressburger Getto aufgewachsen und nachts eingesperrt, empfindet er jetzt Freude über den beruflichen Erfolg und das gesellschaftliche Ansehen seiner Söhne. Dies tröstet ihn über den anhaltenden Schmerz ob des Verlustes seiner Frau und seines Sohnes hinweg. Höchstwahrscheinlich wäre Samuel Beer auch im Alter noch mit Frau Charlotte gerne zusammen gewesen. Sicherlich wollte er – wie viele Väter – sehen, wie sein Sohn Richard seine Fähigkeiten weiter entfalten hätte können.

Neben Louis ist auch der jüngste Sohn, Karl Beer, mittlerweile ein anerkannter volkswirtschaftlicher Journalist in der „*Wiener Allgemeinen Zeitung*“, mit „aussichtsvoller“ Perspektive. Nach dem Studium hat er sich dem Bankfach gewidmet. Seine Artikel „zeichnen sich